

Abonnements:
Monatlich 55 Pfennig ausschließlich
Ergebis; durch die Post bezogen
bei Selbstabholung vierteljährlich
Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
Erscheint an allen Wochentagen
nachmittags.
Telegraphen-Adresse:
„Volksstimme, Frankfurt/Main“.
Telephon-Anschluß:
Amt Hanfa 7435, 7436, 7437.

Volksstimme

Inserate:
Die 6 Spalten Zeitungs kostet 15 Bsp.
bei Wiederholung Rabatt nach Tarif.
Inserate für die tägliche Nummer
müssen bis abends 8 Uhr in der Ex-
pedition Wiesbaden abgegeben
sein. Schluß der Inseratannahme
in Frankfurt a. M. vorm. 9 Uhr.
Postfachkonto 529.
Union-Druckerei, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.
(nicht „Volksstimme“ adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Richard
Wittich, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe für Wiesbaden
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Wehrstr. 49, Telephon 1026 — Expedition: Bleichstr. 9, Telephon 3716.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Raler.
Verlag der Volksstimme Raler & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 133

Donnerstag den 10. Juni 1915

26. Jahrgang

Was beginnt Amerika?

Amerikanischer Ministerwechsel und Lusitaniafrage.

Es trifft nicht zu, daß Bryan mit dem Präsidenten
Wilson brach, weil Wilson milderer Sinnes geworden sei.
Sondern umgekehrt liegt die Sache: Wilson will gegen
Deutschland kräftigere Töne anschlagen und das dünkt Bryan
als so falsch, daß er seinen Rücktritt nahm. Er hat sein Rück-
trittsgesuch wie folgt begründet:

„Ihr Pflichtgefühl und höchste Beweggründe bereiten
sich vor, an Deutschland eine Note zu schreiben, der ich mich nicht
anschließen kann, ohne meine Pflicht dem Lande gegenüber
zu verletzen. Die Frage, um die es sich handelt, ist so wichtig,
daß mein Verbleiben im Kabinett sowohl angesichts der
Sache, welche mir nahe am Herzen liegt, als auch angesichts
meiner Bestrebungen zur Verhütung des Krieges unehrlich
sein würde.“ — Wilson antwortete Bryan in einem Brief,
worin er den Rücktritt bedauert, er nehme ihn an, mit dem
Gefühl des Bedauerns und nur, weil Bryan darauf bestünde.
Wilson erwähnt das angenehme Zusammenarbeiten mit
Bryan in den letzten zwei Jahren, wo ihre Auffassung immer
übereingestimmt habe. Was sie jetzt trenne, sei weniger die
Sache als die Methode.

Die englische Zeitung „Daily Mail“ meldet aus New York,
daß die amerikanische Note jetzt zur Abfertigung bereit sei. Sie
betone die Unrichtigkeit der deutschen Behauptung, daß die
„Lusitania“ bewaffnet gewesen wäre, und weigere sich, diese
Frage einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Die Note lehne
es auch ab, England gegenüber wegen der Nahrungsmittel-
blockierung Vorstellungen zu erheben, bevor Deutschland eine
Entscheidung getroffen habe. Schließlich verlange die Note,
daß Deutschland seine Kriegsführung mit den internationalen
Rechten in Einklang bringen soll.

Der „Berl. Lokal-Anzeiger“, der gute Fühlung mit den
deutschen Regierungskreisen hat, bemerkt zu vorstehenden
Nachrichten:

Zunächst wird festzustellen sein, daß es sich auch hier
wieder nur um englische Reuter-Meldungen handelt, und daß
eine amerikanische amtliche Mitteilung über den Rücktritt
Bryans noch nicht vorliegt. Und darum empfiehlt es sich,
die Tatsache der Demission wie auch die inneren Anlässe, die
den Rücktritt des amerikanischen Staatsmannes verursacht
haben können, bis auf weiteres mit Zurückhaltung zu be-
werten. Das Reuter-Bureau hat sich bereits hecht, die größere
Nachgiebigkeit Bryans in der „Lusitania“-Frage als Grund
für den Wechsel in der Washingtoner Regierung anzugeben.
Diese Auffassung scheint zum mindesten verfrüht zu sein.
Gewiß mag Bryan wegen seiner pazifistischen Weltanschauung
und seiner Vorliebe für die Ideen der Schiedsgerichte und
Schiedsgerichtsverträge mit Recht als der Vertreter der mil-
deren Tonart in den zwischen Deutschland und der Union
fortwährenden Fragen anzusehen sein. Trotzdem möchten wir
begreifeln, daß der amerikanische Staatssekretär die fried-
lichere Richtung nur aus Vorliebe für Deutschland vertreten
hat. Dazu waren schon allein die persönlichen Bande, die
ihn an England fesselten, viel zu stark und auch der für einen
Staatsmann ein wenig überraschende Mangel an Kenntnissen
deutschen Wesens viel zu groß. Es kann sich somit in der
Behandlung der „Lusitania“-Frage wohl nur mehr um das
Wie als um das Was gehandelt haben, das zu einer Tren-
nung zwischen Wilson und Bryan geführt hat. Beide neigten
vielleicht dem Frieden zu, nur über die Art und Weise seiner
Erhaltung waren sie verschiedener Meinung. Das sind bis
auf weiteres nur Annahmen, die hier ausgesprochen werden
und man muß daher abwarten, bis weitere amtliche Mit-
teilungen folgen. Auch in den amerikanischen Kreisen Berlins
neigt man dieser zurückhaltenden Auffassung zu, da man über
die inneren Vorgänge, die zu Bryans Demission geführt
haben, noch nicht im Klaren ist.

Als Nachfolger Bryans wird nach Washingtoner Mel-
dungen der bisherige Unterstaatssekretär Lansing ge-
nannt. Ueber seine Persönlichkeit wird gemeldet:

Der neue Staatssekretär Lansing gilt in den Vereinigten
Staaten als einer der hervorragendsten Männer des inter-
nationalen Rechts. In Watertown im Staate New York 1854
geboren, wurde er nach vollendeten Studien im Jahre 1880
zur Rechtspraxis zugelassen. Aber bereits 1892 zieht ihn die
Washingtoner Regierung als einen ihrer Vertreter zu dem
Schiedsgericht auf, das die Streitigkeiten lösen soll, die über
die Frage aufgezogen in der Veringsee zwischen England
und den Vereinigten Staaten entstanden sind. Als im Jahre
1896 neue Streitigkeiten in dieser Frage ein abermaliges
Schiedsgericht notwendig machten, ernannte ihn Washington
nunmehr zum Leiter einer Rechtskommission. Im Jahre

1903 ist zwischen Kanada und Alaska eine Grenzregulierung
erforderlich geworden, und auch diese Frage ordnet im Auf-
trage seiner Regierung Lansing. Sechs Jahre später finden
wir ihn im Haag, wo er als Mitglied des Internationalen
Gerichtshofes Unstimmigkeiten mit beiderseitigen Hilfen, die wegen
der Küstentischerei an der Nordatlantik entstanden waren.
In das Auswärtige Amt wurde er erst im März 1914 berufen.
Und zwar zunächst als Rechtsbeistand in internationalen
Fragen. Unterstaatssekretär kann Lansing daher erst seit
wenigen Monaten sein.

Amerikanische Sozialisten und die Kriegsgefahr.

Der New Yorker Berichterstatter der Wiener „Arbeiter-
Zeitung“ schreibt unter dem 21. Mai über die Kriegsstim-
mung in Amerika: er erinnere daran, daß unter den ameri-
kanischen Sozialisten die größte Erbitterung über die deutsche
Sozialdemokratie herrsche, als im vorigen Jahre der Welt-
krieg ausbrach. Man habe sogar gefordert, sie aus der Ge-
meinschaft der Sozialisten auszuschließen, weil sie nicht scharf
genug gegen den Krieg Stellung genommen hätten. Jetzt
stehe die amerikanische Sozialdemokratie völlig tatenlos bei-
seite. Wörtlich heißt es in dem Artikel:

„Und was tut die sozialistische Partei Amerikas in dieser
kritischen Zeit? Veranlaßt sie Demonstrationen und
Massenversammlungen, um den Krieg abzuwenden und der
infamen Debe der Chauvinisten gegen Deutschland entgegen-
zuwirken? Klärt sie die Massen auf über den Streitfall mit
Deutschland? Nimmt sie Stellung zu der diplomatischen Aus-
einandersetzung zwischen der deutschen und der amerikani-

sehen Regierung? Sie tut überhaupt nichts! Es ist wahr,
daß das Nationalkomitee der Partei ein ellenlanges Friedens-
manifest herausgegeben hat, das zu allen möglichen akademi-
schen Fragen Stellung nimmt, nicht aber zu der wichtigsten
Frage des Augenblicks: Wie stellt sich die sozialistische Partei
Amerikas zu der drohenden Gefahr eines Krieges mit
Deutschland? Aber vielleicht macht die sozialistische Presse
der Vereinigten Staaten diese Unterlassungsünden wieder
gut, wird man einwenden. Auch das trifft nicht zu. Abge-
sehen von der in deutscher Sprache erscheinenden „New Yorker
Volkszeitung“, die für den Frieden unter allen Umständen
eintritt, findet man kaum ein Blatt, das ernstlich Stellung
zu der Frage nimmt.“

In diesem Zusammenhang erinnern wir auch an die
Aktion, die die Verhinderung der Munitions- und Waffen-
ausfuhr zum Ziele hatte und zu diesem Ziel auch den Streik
anwenden wollte. Was ist daraus geworden? Stille über
allen Wässern und nur vom — Zusammenbruch der deut-
schen Sozialdemokratie läuselt's weiter in den Blättern...

Amsterdam, 10. Juni. Aus Washington wird gemeldet:
Der Marineminister teilt mit, daß die atlantische
Flotte nicht wie beabsichtigt war, nach San Francisco
gehen, sondern an der Ostküste bleiben würde.

Amsterdam, 10. Juni. Reuter meldet aus Washington:
Das Ministerium des Auswärtigen dementiert die Sabas-
meldung, wonach der Botschafter Gerard der Berliner ameri-
kanischen Kolonie geraten haben soll, sich zur Abreise bereit
zu halten.



Vorwärts auf Lemberg!

Die Karte läßt ganz Westgalizien weg; ist ja der deutsche
Vormarsch bereits weit über Przemyśl vorgerückt. Der Ort
Rozschiska, links ziemlich oben an der Karte, liegt 30 Kilo-
meter östlich von Przemyśl an der Wisliza. Der russische Be-
richt vom 7. Juni gibt zu, daß dort die Russen am Tage zuvor
zurückgedrängt wurden, sie hätten aber dennoch bei Gegen-
angriffen ungefähr 2000 Gefangene gemacht. Das bedeutet
vielleicht nach dem Muster von Przemyśl die Wegführung der
Zivilbevölkerung.

Wichtiger ist das Vorrücken der Verbündeten über den
Dnjestr. Der russische Bericht gibt zu, daß die Verbündeten
über Zyravno bis zur Eisenbahn vordrangen. Wir wissen

aber auch, daß sie Stanislaw besetzt und auf Halicz vorgerückt
sind. Das bedeutet: nicht nur die direkte Bahnverbindung
der russischen Hauptmacht mit der Brucharmee ist zerrissen,
sondern auch die nächste Umgebungsline ist unbenutzbar ge-
worden. Die Verbündeten rücken in breiter Front auf Lem-
berg vor und die russische Brucharmee gerät, ganz auf die
eigene Kraft gestellt, in eine unhaltbare Lage.

Innerer näher rücken große Entscheidungen. Vielleicht in
wenigen Tagen schon steht es für die Russen so, daß sie an der
Bruchlinie, die in der unteren rechten Ecke der Karte südöst-
lich Stanislaw beginnen würde, in tödliche Umflammerung
geraten und bei Lemberg von West, Süd und Südost zugleich
angefasst werden. Wenn sie nicht vorher abbauen und sich
davonmachen! Aus den Meldungen der letzten Tage läßt sich

die Absicht der Russen nicht klar erkennen. Auffällig und nicht allein durch Geschützfeuer der Russen zu erklären ist die geringe Geschützweite, die in den Gärten der Verbündeten bleibt. Es scheint, als ob die Russen täglich Bataillone und Regimenter, um den Abtransport der für sie besonders kostbaren Geschütze zu decken. Ob sie dann bei Lemberg, etwa an der Groden-Teichlinie, einen großen Geschützpark sammeln und die Entscheidungsschlacht annehmen oder noch weiter zurückgehen werden, darüber wird man bald Klarheit haben. Eine über Budapest einlaufende Meldung sagt, die russische Seeresleitung habe bereits Verfügungen zur Räumung Lembergs getroffen. Die in Lemberg befindlichen russischen Truppen seien schon im Abzuge. Auch die russische Polizei habe ihre Tätigkeit eingestellt, den Volkseidienst verfehe die Bürgerwache. Trifft die Meldung zu, dann wird die Jagd immer weiter gehen und statt des gewöhnlichen Erfolges einer Entscheidungsschlacht werden wir täglich kleinere Erfolge zu buchen haben, die sich schließlich auch summieren. Zerbrechen oder zerbröckeln, ein anderes Los wird den russischen Heeren in Galizien nicht mehr fallen. Allenfalls wird die obere Leitung erreichen, daß ein gegenüber der Rutenmacht, die Ende April bereit stand, kümmerlicher Rest sich retten kann.

Mandschurei und Galizien.

Bei der ganzen Unähnlichkeit des Maßstabs und der militärischen Bedingungen sehen gegenwärtig die Dinge für Deutschland im großen europäischen Kriege derjenigen Situation sehr ähnlich aus, in welcher sich Rußland im japanischen Kriege nach dem Fall von Port-Arthur befand. Nach Abschluß der Dardanellen- und Bosporus-Operationen wird diese Uebereinstimmung noch vollkommener sein, mit dem einzigen Unterschiede nur, daß das Kräfteverhältnis und die Kriegsbedingungen des gegenwärtigen Krieges für Deutschland viel ungünstiger sind als für Rußland im japanischen Kriege.

So zu lesen in der verbreiteten Petersburger Zeitung „Wirskowaja Wedomosti“ vom 28. Mai. Und diesen Blödsinn schreibt kein Geringerer als der mehrfache Renegat Peter Strube, der auch in Deutschland kein Unbekannter ist. Einige Jahre vor dem Kriege schrieb Strube schwarz auf weiß, daß er von seinem „Deutschentum“ nicht abkommen kam — und jetzt ist er, auf dem äußersten rechten Flügel des Liberalismus stehend, der Verfasser des konsequentesten groß-russischen Rationalismus. Ehemaliger „Marxist“ und politischer Emigrant wurde er der Herausgeber der ersten russischen liberalen Kampfzeitung im Auslande „Dobrowosdenije“, die er bei Dieb in Stuttgart verlegte, bis ihm die Revolution der russischen Arbeiter, welche er tief verachtet, die Möglichkeit gegeben hat, seine Tätigkeit nach Rußland zu übertragen. Und jetzt zeigt er, wie tief der russische Liberalismus in wenigen Jahren gesunken ist.

Der gestrige Tagesbericht.

(Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Auflage enthalten.)

Großes Hauptquartier, 9. Juni. (W. V. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Am Osthang der Lorettöhöhe zum Angriff einsetzende feindliche Kräfte wurden gestern nachmittags durch unser Feuer vertrieben. Am Südosthang derselben Höhe scheiterte ein feindlicher Angriff. Die letzten Häufelgruppen des schon seit dem 9. Mai zum großen Teil im Besitz der Franzosen befindlichen Dorfes Neuville wurden heute nacht dem Feinde überlassen. Südlich von Neuville schlugen wir wiederholte Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen ab. In der Gegend südöstlich von Hebuterne ist der Kampf nach einem in den Morgenstunden mißglückten Angriff der Franzosen wieder im Gange. Im Priesterwald wurde ein feindlicher Angriff blutig zurückgewiesen. Nur um eine kleine Stelle unseres vordersten Grabens wird noch gekämpft.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Auf dem östlichen Windau-Wer wurde Kubyli nordöstlich Kurshau genommen. Von Südwesten her nähern sich unsere angreifenden Truppen der Stadt Szawle. An der Dubissa wurde der feindliche Nordflügel durch umfassenden Angriff in südöstlicher Richtung geworfen. Un-

tere vordersten Linien erreichten die Straße Bethgala-Algize.

Südlich des Njemen traten die Russen nach hartnäckigem Angriff bei Dembowa, Ruda und Kozlisske den Rückzug auf Kowno an. 300 Gefangene und 2 Maschinengewehre wurden erbeutet. Bei der weiteren Verfolgung gewannen wir unter Sicherung gegen Kowno die Straße Mariampol-Kowno.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Deslich Przemyśl ist die Lage unverändert. Nordöstlich Zuzowo brachten die Truppen des Generals von Linsingen einen russischen Gegenangriff zum Stehen. Weiter südlich wird um die Höhen westlich Salicz und westlich Jezubow noch gekämpft. Stanislaw ist bereits in unserm Besitz. Es wurden 4500 Gefangene gemacht und 13 Maschinengewehre erbeutet.

Oberste Seeresleitung.

Oesterreich-ungarischer Tagesbericht.

Wien, 9. Juni. Amtlich wird verlautbart: 9. Juni 1915.

Russischer Kriegsschauplatz.

Südlich des Njemen verloren die Russen neuerdings an Boden. Unter vielfachen Verfolgungskämpfen siegreich vordringend, erreichten die Verbündeten gestern nördlich Kolomea die Linie Kulagowce-Korsow, gewannen die Höhen von Othnia, nahmen abends Stanislaw in Besitz und drangen weiter gegen Salicz vor. Der Tag brachte 5570 Gefangene. An der übrigen Front in Galizien und Polen hat sich nichts Wesentliches ereignet.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Der erste größere Angriff des Feindes, gestern nachmittags von Truppen in der heilsüchtigen Stärke einer Infanterie-Division gegen den Görzer Brückenkopf angeführt, wurde unter schweren Verlusten der Italiener abgeßlagen. Diese stürzten im Artilleriefeuer zurück und mußten mehrere Geschütze stehen lassen. Das gleiche Geschick ereilte feindliche Angriffsversuche bei Gradiska und Ronfalcone.

Die Kämpfe an der Äärntner Grenze östlich des Plöden-Passes und das beiderseitige Geschützfeuer im Gebiete unserer Äärntner und Tiroler Sperrstellungen gingen demer fort.

Balkan-Kriegsschauplatz.

An der serbischen Grenze fanden da und dort Plänkelen und auch Artilleriegefechte ohne Bedeutung statt.

Bei Korits wurde eine montenegrinische Bande in österreichisch-ungarischen Uniformen zerstreut.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Höfer, Feldmarschallentant.

Die Gesamtverluste der englischen Armee.

Amsterdam, 10. Juni. (D. D. B.) Im Unterhause gab Asquith Mitteilung über die Gesamtverluste Englands von Anfang des Krieges bis zum 31. Mai. Die Zahl der englischen Verluste an Toten, Verwundeten und Vermissten beträgt demnach an Offizieren 10955 und an Mannschaften 274114. Hierin eingeschlossen sind die Expeditionstruppen auf dem Kontinent in Frankreich und an den Dardanellen.

London, 9. Juni. (W. V. Nichtamtlich.) Das Kriegsministerium teilt mit, daß der englische General Nugent in den letzten Kämpfen in Nordfrankreich gefallen ist.

Menschenfresser-Kultur.

Es ist wirklich so, daß das Barbarengeschrei gegen Deutschland unsern Kriegsgegnern zur Verdeckung der eigenen Barbarei dient. Was jetzt wieder bekannt wird über die Behandlung von Deutschen als Kriegsgefangenen unter französischer Gewalt, das ist empörend. Auf Korsika hat Frankreich ja endlich ein paar Gefangenenlager, die durch

ihre erbärmlichen Zustände geradezu Mordhöhlen darstellen, aufgehoben, aber immer noch verschickt es Kriegsgefangene nach Afrika in gesundheitlich sehr schlechte Bedingungen. Geradezu furchtbar ist, was bekannt wird aus Briefen über die Lage von Deutschen, die in französischen afrikanischen Kolonien gefangen leben. Die Briefe konnten durchgepaßt werden. Ein Regierungsbeamter schreibt:

Ein Wiffoniar in meiner Nähe wurde von den englandfreundlichen Regern mit Haumessern erschlagen, ein deutscher Unteroffizier samt seinen vier farbigen Soldaten aufgefressen. Eine andere deutsche Abteilung überraschte die Bundesgenossen Englands beim Zubereiten von Menschenfleisch und Abwaschen von Europäern.

Zusammenfassend heißt es in einem W. V. Bericht über die Zustände:

Bis jetzt befinden sich annähernd 400 deutsche Kriegs- und Zivilgefangene in Dahomey, teils aus Kamerun, teils aus Togo, und mehrere Tausend Kriegs- und Zivilgefangene in Marokko, Tunis und anderen französischen Besitzungen. Uebereinstimmende sichere Nachrichten besagen, daß unsere Deutschen dort an den verwerlichsten Plätzen verteilt sind und besonders in Dahomey geradezu schmachvoll behandelt werden. Größtenteils müssen sie in glühender Sonne schwere körperliche Arbeiten verrichten, Regenarbeiten, Steinflößen usw. In Dahomey ist ihre Verpflegung völlig unzureichend. Sie durften nichts aus Kamerun oder Togo mitnehmen. In leichten Sachen wurde sie im Herbst 1914 nach Dahomey gebracht, abgerissen, mit leichten Kopfbekleidungen, vertrieben sie ihre Arbeit. Sie wurden fast nie in Europäerwohnungen gebracht, sondern leben in selbstgebauten Lehm- und Strohhütten ohne Positionen auf Strohmatten, ja auf dem nackten Fußboden; zum Teil zimmerten sie sich die Betten selbst. Sie müssen selbst kochen. Bedienung wird ihnen teilweise verweigert. Die Bewachung geschieht in entwürdigender Weise durch Schwarze, die den Weißen ihre Macht zeigen. Die französische Zeitschrift „Rivier“ hatte sogar die Strafen, die in einem Wille zu bringen, das von einem höchsten Kommentator begleitet war. Es fehlt an der nötigen Medizin, wie Chinin usw. und an ärztlicher Hilfe. Ein französischer Arzt sagte: Die Männer sollen leiden. Das Klima Dahomeys ist eines der mörderischsten der ganzen Weltkarte Afrikas. Nicht nur Deutsche, sondern auch französische Soldaten haben sich in diesem Sinne geäußert. Gelbes Fieber, Schwarzwasserfieber und Malaria sind an der Tagesordnung. Man kann sich nur mit Hilfe von Moskitonetzen gegen die Insekten schützen. Wenn es auch Ordnung geben mag, die für die Europäer einigermaßen bewohnbar sind, so ist doch das Klima im allgemeinen eines der ungesündesten. Nicht weniger ergeht es unseren Kriegsgefangenen in Nordafrika. Mit dem fortschreitenden Sommer erhöht sich dort die Tages-temperatur auf 50 und 60 Grad Celsius. Ohne Tropenhelme müssen unsere braven Soldaten in dieser Gluthitze die schwerste Arbeit verrichten. Das einzige, was die französische Regierung bisher zugefanden hat, ist die Verlängerung der Mittagspause von 11 bis 3 Uhr. Nach den übereinstimmenden Urteilen von Fachmännern ist es für die Europäer, und noch dazu für solche, die des Klimas ungewöhnt sind, ohne Gesundheitschädigung unmöglich, diese Arbeiten auszuführen. Noch schlimmer ergeht es den Franzosen auch Verwundeten und Kranke nach Afrika gebracht haben und erbarmungslos zur Arbeit zwingen. Die Ernährung ist auch hier durchaus unzureichend. Viele aus der Heimat kommen in den meisten Fällen gar nicht oder beraubt an. Auch die Geldsendungen gehen sehr unregelmäßig ein. Die Strafen sind außerordentlich grausam, eine Tatsache, die aus der Fremdenlegion schon längst bekannt ist. Vielfach haben Kriegsgefangene aus Verzweiflung über ihre Lage den Todungen zum Eintritt in die Fremdenlegion nachgegeben, wo sie es auch nicht besser haben. Aus einer großen Anzahl von Briefen hört man übereinstimmend die erschütternden Klagen über die Lage unserer gefangenen Krieger in Afrika heraus.

Das Alles schmerzt tief, nicht allein der Weiden wegen, deren unsere Volksgenossen ausgebeutet sind, sondern besonders als Zeichen einer Bestialität, die daran verweist lassen könnte, daß es je wieder zu harmonischen Beziehungen zwischen unserm und dem französischen Volke komme, die doch in gemeinsamer Kulturarbeit der Menschheit unendlichen Segen stiften könnten und nun in verderblichen Haß sich verrennen. Natürlich gibt's auch in Frankreich Leute, die solchen Scheußlichkeiten abhold sind, aber entweder wissen sie nichts davon oder sie sind machtlos dagegen.

Als Gegenmaßregel will die deutsche Seeresverwaltung, so heißt es in dem Volksbericht: „Kriegsgefangene Franzosen ungefähr in gleicher Anzahl wie unsere Kriegs- und Zivilgefangenen in Afrika aus den schönsten Gefangenenlagern, in welchen sie alle Annehmlichkeiten und alle Fürsorge seitens der Lagerkommandanturen genießen, zu Arbeitsstellen in den Moor- und Kulturländern überführen. Die Auswahl der Gefangenen wird ohne jede Rücksicht auf die soziale Stellung und

Feuilleton.

Die müde Kompagnie.

Gerade vor ihren Nasen standen die ausgewaschenen, heißen Grasbüschel und das nasse, gelbgrüne Gras. Dann kam Reimboden, an dem das Wasser herunterrieselte, und weiter unten rosten Steine aus der Bordwand des Schützengrabens. Gestern nacht hatten sie ihn eilig ausgeworfen, wie die Nacht vorher den letzten und viele Nächte vorher die anderen.

Der Regen kam aus dem grauen Himmel bald stärker, bald schwächer. Den Mantelfragen hatte man hochgeschlagen, den Hals hineingezogen, und mit dem Rücken lehnte man an einem Sod oder einem Brett, das die Kälte der hinteren Erdwand vom Körper abhalten sollte. Das Wasser plätscherte an den Manteln herunter.

Mitunter hob einer einen Stock mit einem Taschentuch oder einer Wäsche daran über den Rand des Grabens, und wenn die Augen eine Weile danach geschlossen hatten, warf er ihn wieder fort.

Manche saßen und versuchten, sich etwas Schönes vorzustellen; aber dann wurden sie traurig, wenn die Phantasie erlahmte, denn sie hungerten und froren hier.

In anderen gitterte das Fieber der Ueberanstrengung, das ihre Augen offenhielt. Sie hörten wieder dieses schreckliche Schreien der plahenden Granaten und sahen die einzelnen Wunden des Grauens, die der Zufall des Augenblicks in ihre Stirnen verfeßt hatte, wo sie nun ins Leben drängten.

Sehn Tage des Winterlebens, Gefechte, Regen, Hunger hatten die schwere Starre der Ermüdung über sie gelegt. Ausgehalten mußten und wollten sie, bis der Abend kam, wo ihnen die Abkühlung versprochen war, ein warmes Lager und Essen und Trinken.

Kaltend, pfeifend kam der Blei- und Eisenregen daher und durchbohrte Leiber und Glieder, als böten sie nicht größeren Widerstand denn die weiche Luft. Und wo er hier sang und zischte, weckte er da die wilden Schmerzen oder verbreitete die Todesstarre.

Nach endlos gedehnten Stunden kam der Abend über den grauen Himmel geschlichen.

Da zog ein Flüstern durch den Schützengraben. Kam die

Abkühlung? Stand die Reserve schon im kleinen Wäldchen hinter ihnen?

O, was für ein Jögern ging durch die Reihen, eine Unruhe, die nicht erklärlich war.

Da war ein Befehl: „Feind versucht die Umgehung. Kompagnie zieht sich auf den Wald zurück!“

Gotten sie noch größere Verstärkungen bekommen? Konnte man nicht hier liegen bleiben und aus der Erde ihnen entgegenfeuern? Immer feuern, feuern und feuern? Das tat so wohl, wenn auf den kleinen Druck des Fingers der Körper den schnellen Ruck des schlagenden Gewehrs empfing, wenn feuerumhüllt die Äugel dem Rohre entfloß, und man den scharfen Knack des selbsttätigen Geschosses hörte, einmal, zweimal und Knack und Knack und Knack.

Aber Befehl war Befehl.

Die schweren Tornister warf man über den Rücken, die Riemen gruben sich tief in die Schultern ein, und dann griff man in die weiche, breite Erde, zog schmerzhaft den müden Körper über den Grabenrand und froh leise zurück über den nassen, schweren Mädel. „Se, seid ihr's...“

Da waren sie schon, die übrigen — am Waldsaum standen sie versteckt. Sie selbst konnten ihnen nicht die Hände reichen, an denen die Ädererde in Klumpen hing. Sie rieben die beschmutzten Leiber an Baumstämmen wie Eber im Forst und wuschen die Hände an den nassen Blättern.

„Nacht, daß ihr heimkommt“, riefen die Neuen ihnen zu, „wir werden schon ohne euch fertig — ihr habt's verdient...“

Doch der Befehl war nicht da, und keiner sprach mehr, als jetzt plötzlich aus der grauschwarzen Nacht weißglühende Monde aufstauten, den dunkeln Nebel lebendig machten, daß er grau und leise zu wogen begann, wo das Licht seine schwebenden Strahlenbalken still hindurchgleiten ließ.

Und in ihr Staunen und Betrachten brach das Gewehrfeuer ein.

Blötzlich, ungehemmt, fessellos trachten zu Hunderten und Hunderten die Schiffe, und aus ihnen rang sich deutlich und deutlich, alles überbietet durch sein hartberziges, maskinelles Wachen, das Feuer der Maschinengewehre. Es legte quer durch den Graben, dem sie eben entflohen waren.

„Kein Schuß!“ ging der Befehl flüsternd durch ihre Reihen.

Und sie standen, die Schwergelächten, die Hand um den Schoß gekrampt und ein grimmes Röcheln um den Mund, daß sie den Feind so geäußt.

War das nun ihr Abendbrot? — Was wollten die jetzt, die da drüben? — Es ward still, und die Scheinwerfer waren erloschen.

„Rieder!“ hieß ihr eigener Befehl, und „Die Tornister runter!“

Dann flog aus ihren Reihen ein dünner, roter Feuerstreifen in den Himmel, plachte, und eine leuchtende Äugel hielt sich in der Höhe und warf ein helles, gelbes Licht über die Acker dort.

„Waren das rote Kappen da drüben auf der Erde?“

Die einen sahen sie deutlich, die meisten hörten ein furchtbares, nie vernommenes Schreien und sahen ein Pferd mit gesenktem Kopf schwerfällig ein Bein vor das andere setzen, als sei es zu Tode getroffen. Ein Reiter, dessen weißes Antlitz sie hell leuchten sahen, sah hoch aufgerichtet, als wolle er rückwärts niederfallen, und aus ihm drang wie ein natürlicher Atem dies Schreien verbreitende Schmerzengeschrei. Dann kroch die Nacht alles auf.

„Feuer — Feuer — Feuer, was ihr könnt!“

Das waren ihre Führer — und nun brach ihr eigenes Feuer los.

Wer schrie da vor Schmerz und Wut —?

Aus ihren Augen brachen die Tränen — die Blut durchschauerte sie und drängte die Mattigkeit aus ihren Leibern wie Dampf den Schweiß.

Sie taumelten auf, und dann im Lauf stürzten sie brüllend und meidend vorwärts.

Ueber den alten Schützengraben sprangen sie und hörten kein Schießen mehr — an den Leib wollten sie denen da drüben und blieben stehen und sandten ihre Schiffe quer über die Erde und fühlten es blitzen in sich und schlugen mit Kolben drein und sahen sie laufen und feuerten wieder hinterdrein und waren ihnen immer dicht auf den Fersen.

Und sie hörten des Hauptmanns Stimme: „So, Runge, ist's recht — sie laufen — wer läuft, hat die Verluste — hurra — hurra —“

Ueber die Felder jagten sie den Feind, hinein in die schwarzen Gassen eines Dorfs und wieder hinaus.

Aber als die Trompete zum Sammeln blies, fiel die starre Müdigkeit von neuem über sie und sie kamen taumelnd und langsam von allen Seiten daher. Kaum daß sie den Atem wiederfanden, und ihre Lider waren schwer.